# femSCRIPT

Nr. 20

Oktober 2023



#### Inhalt

Editorial – Brigitte Simma		•	•	•	. 1
Vom Daniel ond siinere Ziit – Noëmi Holtz					. 3
Auf nach Bagdad – Dorothea Zingg					. 4
Zaubertrank – Brigitte Simma					. 8
Ein Zicklein für zehn – Franziska Löpfe					10
Memoiren eines Cellos – Friederike Geffert					13
Nicht einmal für die Vögel – Rita Roedel					15
Erinnerungshalde – Mareike Haase					18
e Überläbendi – Noëmi Holtz					19
In bar bezahlen – Renata Huonker-Jenny					21

## **Impressum**

Herausgegeben von: femscript.ch

**Redaktion und Korrektorat:** 

Schreibtisch Zürich – Friederike Geffert, Mareike Haase, Noëmi Holtz, Renata Huonker-Jenny, Franziska Löpfe, Rita Roedel, Sabina Roth, Brigitte Simma, Dorothea Zingg (Textteil);

Claudia Schwarzenbach (Teil LesBar)

Layout: Elisabeth Hostettler

Druck: onlinedruck.ch

Auflage: 250 Ex., erscheint 2x pro Jahr

Preis Einzelnummer: Fr. 8.-

**©Bilder:** Renata Huonker-Jenny

©Texte: Das Copyright der Texte ist bei

den Autorinnen.

ISSN: 2673-6233

#### Editorial

## **ZEITLESE und LESEZEIT**

Was ist prioritär? Was kommt zuerst? Zeitlese oder Lesezeit?

Beides, so scheints, ist gleich wichtig:

Einerseits das Aufsammeln, Auflesen dessen, was uns die Zeit bisher bescherte.

Andererseits das zu lesen, was unsere Zeit und die Zeit davor auch für andere bedeutet.

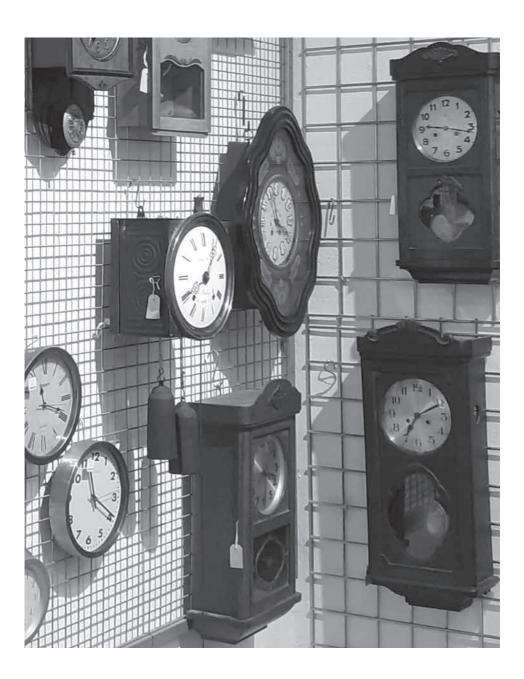
ABER: Wollen wir das Gesammelte und das Gelesene behalten?

Mitnichten! Wir wollen es teilen, mit – teilen!

Deshalb schreiben wir von unserer Zeit, unserer Erinnerung, unserer Gegenwart.

Und - soweit es uns möglich, auch ein wenig in die Zukunft.

Brigitte Simma Teilnehmerin am Schreibtisch Zürich



## Vom Daniel ond siinere Ziit

De Daniel het weder gstöönt. Är het wölle gmüetlich zmörgele ond in Morge usestuune.

Aber är hets scho gmerkt, wi siini Mueter uf d Uur göggslet ond statt emene fäine Gonfibrot d Wort abeschlockt. Är hets vo irem Gsicht chönne läse: «Daniel, das git es Gschtürm nochhär» oder «de Chindsgibus wartet ned, du wäisch es doch», «ech muess go schaffe» oder mängisch au echli grantig: «jetzt hoppla, mach emol fürschi».

All die Sätz, wo iim in Sinn choo sind, hät är em Ziitfrässgspängscht wölle schicke, aber das esch allem Aaschiin no au ned gärn uufgstande.

So het de Daniel i d Escht vorem Fäischter usetröimt: en Vogel het uf de Birke pfiffe, de Morgedunscht het iim d Flügel gsträichlet. D Wält wär soo schöön gse ond s Zmörgele au – ooni die doofi Uur a de Wand, wo tiggt ond Sekunde um Sekunde verhackt.

De Daniel het siis Mami aablinzlet: «Chasch du mer e Gschecht uufschriibe?»

Är het probiert es langwiiligs Gsecht z mache, aber i siim lingge Schlitzaug hets scho gfunklet. Är het gnau gwösst, dass siis Mami alli siini Tröim ond alli siini Gschechte wött uufschriibe – ond dass es au wäiss, dass die soscht devo flüüge, ond dass es i

dem Momänt muess sii, wenn d Idee am Bluie sind.

Siis Mami het iin aaglacht: «Verzell», het si gsäit ond debi probiert iim de rächti Schue öber de Fuess z zie, aber de Daniel het iin i hochem Boge dör d Chochi döre tschuttet.

«S Ziitfrässgspängscht», het är gsäit, «het alli Uure vo de Welt uufgfrässe, alli Uure uf de Chiletörm ond vo dene hets soo Buuchwee öbercho, dass es grad het müesse go schiisse.

Das muess ech jetzt öbrigens au.»

Siini Mueter isch root aagloffe, si het das Spiili vom Daniel beschtens gkännt. Au ire het d Ziit Buuchwee gmacht: De Bus, wo abfaart, wenns z lang duuret; d Lüüt bi de Arbet, wo warted.

Ond de Daniel het sich s uf em WC gmüetlich gmacht, het s Bäi ooni Schue omegschlänkeret ond het sich debii vorgstellt, wie das Gspänscht siis groosse Muul uufsperrt, d Chuchiuur ond die vom Chindsgi verschluckt

ond wie d Wält ooni Ziit soo vill schöner wär.

Diesen Text kann man auch hören:



# **Auf nach Bagdad**

«Ausser Spesen nichts gewesen!», dachte sie enttäuscht – und ärgerte sich sogleich, dass ihr nichts Besseres einfiel. Endlich war sie angekommen, endlich hatte sich das Geheimnis gelüftet, das sie jahrelang nicht losgelassen hatte. Endlich stand sie am Ziel – und dann das: eine Plattitüde. Ein banaler Satz, der in ihrem Kopf die Stimme ihrer Mutter hatte, wie alle moralischen Appelle. Da hatte ihre Mutter wirklich ganze Arbeit geleistet, ihr Leben war tapeziert mit Kalendersprüchen.

Mit diesem Augenblick hier hatte ihre Mutter allerdings nicht das Geringste zu tun. Ihr Vater war es gewesen, der immer wieder mit ihr auf den kleinen Hügel hinter dem Haus gestiegen war. Damals, als sie noch auf dem Land gelebt hatten, irgendwo in der Tiefebene des Rheins, in diesem alten, verwunschenen Haus.

In unzähligen Sommernächten waren sie in der Abenddämmerung auf den Erdhügel geklettert, ein Berg von wenigen Metern, der früher vielleicht nur der Aushub des Hauses gewesen war und nun mit Gras und Gestrüpp überwachsen war. Von dort schauten sie hinunter in unendliche Weiten. Sahen zu, wie sich die tiefrote Sonnenscheibe unter den Rand der Welt schob, wie sich der Himmel über ihnen zu immer tieferem Blau verdunkelte, wie auch der letzte helle Lichtstreifen aus

gelb und orange, knapp über dem Horizont, allmählich verblasste.

In seltenen Momenten, wenn sich ein leichter Bodennebel gebildet hatte und in rötlich wabernden Schwaden emporstieg, drehten sie der Sonne den Rücken zu, und wenn sie Glück hatten, konnten sie bis nach Bagdad sehen. Das war ihr Geheimnis, von dem niemand etwas wusste, nicht einmal die Mutter. Ihr Vater zeigte dann mit ausgestrecktem Arm in die Ferne, auf die hohen Türme und Minarette, die schwach aus dem Dunst ragten, und erklärte mit leiser Stimme: «Weisst du, das ist nicht das richtige Bagdad, das wäre zu weit. Aber manchmal, im Abendlicht, spiegelt es sich in der Luft und zeigt sich uns für kurze Zeit ... Darum können wir es sehen. Fata Morgana nennt man das.»

Er hatte ihr jeden Abend eine Gute-Nacht-Geschichte vorgelesen, zuerst Märchen, dann Sagen und Legenden, zuletzt einzelne Szenen aus Tausend-undeiner Nacht. Ohne dass ihr Vater ihr vorlas, hatte sie nicht einschlafen können. Es war die allerschlimmste Strafe überhaupt, wenn dieses Ritual gestrichen wurde.

Später waren sie vom Land weggezogen, in eine Kleinstadt, wo sie die Schulen besuchte, aber nie wieder eine Fata Morgana sehen konnte. Bagdad jedoch blieb unvergessen. Sie stellte es sich als eine Art schwebende Stadt vor, unwirklich und zauberhaft wie ein Kinderbibelbild, mit lehmfarbenen Mauern, hohen Kuppeln und schlanken Zwiebeltürmen.

Auch als Erwachsene trug sie dieses Traumbild noch immer in geheimen Winkeln der Erinnerung mit sich herum. Irgendwann beschloss sie, herauszufinden, was sie damals wirklich gesehen hatten, welche Stadt sich in der Ferne gezeigt hatte. Ihren Vater konnte sie nicht mehr fragen, er war vor einigen Jahren gestorben. Aber die Mutter wusste noch die Adresse des alten Hauses, in einem Fotoalbum fanden sie sogar ein paar Bilder.

Den knorrigen Apfelbaum vor dem Haus hatte sie ganz vergessen gehabt, dabei war sie so gern darin herumgeklettert. Auf einem Foto war im Hintergrund verschwommen der Erdhügel zu sehen. Sonst weit und breit nichts. Nur Wiesen, Felder, flaches Weideland. Darüber der Himmel, dieser ewige, weite Himmel, der bis zur Erde hinunterreichte. Hier gab es Sonnenuntergänge auf Augenhöhe, durch das wehende Gras hindurch. Dahin wollte sie noch einmal fahren, unbedingt.

Es war schwierig, nach so vielen Jahren den Ort wiederzufinden. Das Land

war aufgegeben worden, die Felder blieben unbebaut, die Erde war trocken und staubig. Sie schien der einzige Mensch in der Gegend zu sein, es herrschte eine gespenstische Stille.

Ihr einstiges Grundstück war verlassen, der Garten verwildert, das Haus halb in sich zusammengefallen und von Unkraut überwuchert. Der alte Baum war umgestürzt, der kleine Hügel, den sie früher mit ihrem Vater so oft erklommen hatte, kaum noch auszumachen. Mit wenigen Schritten stand sie oben und tatsächlich: Von diesem erhöhten Punkt aus konnte sie noch immer über die Fbene blicken. «Bis ans Ende der Welt!», dachte sie lächelnd, und diesmal war es ihre eigene Stimme, die sie in Gedanken hörte. Und sie bildete es sich nicht ein: Sogar jetzt, mitten am Tag, konnte sie weit entfernt ganz schwach mehrere hohe Türme am Horizont ausmachen. einer hatte sogar eine hell leuchtende Spitze. «Bagdad, ich komme!», rief sie laut in die Stille hinein. Das war real. keine Fata Morgana. Diese Stadt gab es wirklich!

Die Entfernung war grösser, als es den Anschein gemacht hatte. Sie musste ziemlich lange fahren, bis sie ihr Ziel erreichte. Endlich stand sie da, vor der Stadt ihrer Träume: Ein Areal, abgesperrt und eingezäunt durch hohe Stacheldrahtgitter, Warnhinweise und Verbote überall. Was sie von Weitem gesehen hatte, waren Schornsteine eines abgetakelten Fabrikgeländes, die leuchtende Spitze erwies sich als Gasflamme. Einige Schlote waren eingestürzt, andere schwarz und russig. Niemand war zu sehen, vieles wirkte seit Jahren ungenutzt. Ewig stand sie da, starrte ratlos durch den Zaun. Was sie erblickte hatte nichts mit ihrer Fata Morgana zu tun, es war eine einzige Enttäuschung.

War's das jetzt? Das Ende der Geschichte? Ausser Spesen nichts gewesen?

Schon bereute sie, dass sie das Geheimnis unbedingt hatte lüften wol-

len. Die Wirklichkeit hatte alles Zauberhafte zerstört.

Niedergeschlagen wandte sie sich ab und ging zum Auto zurück, da tauchten wie aus dem Nichts Worte aus der längst vergangenen Kindheit in ihrem Gedächtnis auf. Sie hörte die Stimme ihres Vaters, wie er aufmunternd zu ihr sagte: «Wenn du einmal gross bist, wirst du vielleicht eines Tages im richtigen Bagdad herumwandern, in der echten Stadt. Da wäre ich selber immer gerne hingefahren. Dann kannst du an mich denken und dich an mich erinnern.»

«Warum eigentlich nicht?», dachte sie lächelnd. «Auf nach Bagdad!»



#### Zaubertrank

Sie hiess Amy Met und sie war auf der Suche.

Auf der Suche zu sein hatte sie nicht immer von sich gewusst.

Auch konnte sie nicht so recht sagen, wie es zugegangen war, dass sie sich schliesslich ihres Suchens bewusst wurde.

Hingegen schien Amy rückblickend der Beginn ihrer Suche mit einem erfüllten Versprechen zusammenzuhängen, was umso sonderbarer war, als all ihr weiteres Suchen sich immerfort auf die Einlösung gegebener Versprechen ausrichtete.

Begonnen hatte Amys Suche mit einem Buch.

Dieses Buch war Amy versprochen worden als Lohn.

Als Belohnung dafür, das Lesen erlernt zu haben.

Das Buch sprach, da alles andere schwieg und da es sprach, öffnete es ein Gefäss, das einen Trunk anbot, der mit dem ersten von ihm gekosteten Tropfen Durst entfachte. Durst, der gieriger und gieriger eine Flüssigkeit ersehnte, die sich Schluck für Schluck in der Trinkenden auszudeh-

nen begann, sie ergriff, erfüllte und sie schliesslich in Besitz nahm.

Kleine schwarzweisse Bilder schmückten in dem Buch die Anfangsbuchstaben mancher Worte und es schien, als bewegten sich die Bilder aus dem Buch heraus. Indem die Worte Ketten von Sätzen hinter sich herzogen und in Farben und Formen kleideten, gingen sie in Amy ein und schufen in ihr ein Geflecht, das den Raum einer neuen Wirklichkeit umschloss.

Dieser Vorgang war umso überwältigender, als Amys Wirklichkeit, bevor sie das Buch las, immer eine gewesen war, die sie bezweifelt hatte, denn sie konnte sich nur schwer in ihr zurechtfinden. Sie bestand nämlich aus einem Gewirr von fordernden Versprechen, denen Amy trotz vielen Fragens nicht Verständnis für sich selbst, sondern nur Verständnis für die Versprechenden zuordnen konnte. So kam es Amy vor, sie sei nur auf die Welt gekommen, um die Sehnsüchte und Erwartungen – vornehmlich ihrer Eltern – d e r e n Realität zuzuführen, einer Wirklichkeit aber, die Amy nicht in sich finden konnte.

Die bisher unbekannte Wirklichkeit des Buches jedoch schien Amy merkwürdig vertraut. Es war, als habe sie etwas, das sie schon einmal besessen, aber verloren und vergessen hatte, wieder gefunden. Das umso mehr, als das Buch nicht nur Menschen, sondern auch Tiere und Pflanzen, manchmal gar Dinge sprechen liess. So konnte Amy ihr Buch öffnen und lesend in einen Wirklichkeitsraum eintreten, zu dem sonst niemand Zutritt zu haben schien, und gleichzeitig konnte sie, diese Wirklichkeit mit sich tragend, die Wiesen hinter ihrem Haus hinauflaufen und mit den Blumen reden.

Doch auch die Welt der Tiere, Pflanzen und Dinge, in den Büchern, war voller Versprechungen. Ewige Zufriedenheit, Glück und Reichtum wurden Amy in Aussicht gestellt, wollte sie nur den Geboten der Tüchtigkeit, des Fleisses, der Ergebenheit und des Gehorsams, Folge leisten. Mitunter allerdings sollte sie, statt gehorsam schlau sein, um dann im rechten Moment, mit Hilfe der Schläue, ein Hindernis zu nehmen, welches trotz aller fleisshafter Tugend unüberwindbar war.

Mit Hingabe beugte Amy ihr Haupt in den Dienst aller Vorgaben, und, ihren Durst weiterhin am Trunk der sich öffnenden Bücher stillend, ging sie auf die Suche nach den ihr versprochenen Köstlichkeiten. Im Staub der Strasse suchte sie nach den Perlen des für sie bereitgehaltenen Schatzes und die Tautropfen, auf den Blättern des Frauenmantels, dachte sie Juwelen zu sein, die nach vergangener Nacht auf sie warteten.

Schliesslich aber erkannte Amy, dass alle Versprechungen nur Metaphern waren, Umschreibungen für das Glück des Findens. Eines Findens ohne Ende. Endlos nämlich, weil das Gefundene stets weiter verschenkt werden musste, so, dass man noch suchen konnte, weshalb das Suchen seine unabdingbare Voraussetzung war.

Mit einem Male verstand Amy Bücher als Quelle der Hilfe für ihre Suche. Nun plötzlich schien es an ihr, in der Sprache zu sprechen, die aus einem Buch redete, um die Wirklichkeit der Veränderung, die durch das Suchen und Finden stattfand, zu benennen.

## Ein Zicklein für zehn

Seit fünf Tagen wandere ich durch den Sand der Sahara, zusammen mit sieben anderen Reisenden aus der Schweiz. Wir schlafen unter freiem Himmel, ohne Zelt.

Faiçal, Belgacem, Mohammed und Ali, vier tunesische Chameliers, Kameltreiber und Wanderführer, begleiten uns, kochen für uns Couscous mit Gemüse, backen jeden Morgen frisches Fladenbrot und brauen den Pfefferminztee, bis er ganz dicht ist wie Schnaps. Sie versorgen die zwölf Kamele, die unser Gepäck tragen und auf denen wir nach Wunsch reiten dürfen. Manchmal singen und trommeln sie zu ihrem und unserem Vergnügen.

Es ist sehr schön und idyllisch, auch anstrengend und herausfordernd.

Am fünften Tag, in einer grossen Ebene, noch ganz in der Nähe eines Brunnens, hört Belgacem, der älteste der Chameliers, etwas.

«Chevreaux»,

sagt er und zeigt mit seinem Arm über die weite Fläche. Er spricht französisch, etwas deutsch, seine Muttersprache ist arabisch.

Er hat eine Gruppe Nomaden mit ihren Tieren gehört. Das Hören kommt in der Wüste oft vor dem Sehen. Er rennt in Richtung der Nomadenherde, schwarzen Punkten zwischen den

dunkelgrünen Büschen, dem Kamelgras und dem Rutenginster. Belgacem ist bald wieder da.

«Hast du ein Tier kaufen können?»

«Ja, sie haben uns einen guten Preis gemacht.»

«Wo hast du es?»

«Mohammed wird zahlen gehen und das Zicklein abholen.»

Mohammed, der jüngste und kräftigste der Chameliers, zieht ab, auch er im Laufschritt, aber mit seinen drei Kamelen. Als er nach einer halben Stunde zurückkommt, steckt ein niedliches schwarzes Zicklein in einem Jutesack am hintersten Kamel. Es guckt ruhig daraus hervor, ist sich keiner Gefahr bewusst, meckert hie und da.

Mohammed lässt es aus dem Sack.

Die Gruppe macht Mittagsrast, vergnügt sich mit dem Zicklein.

Als Belgacem und Mohammed sich mit dem Tier hinter einen Busch verziehen, schliesse ich mich den beiden an. Ich bin entschlossen zuzuschauen, wie sie es schlachten. Meine Lust auf Fleisch soll sich an diesem Erlebnis reiben. Der Busch schützt vor störenden Windstössen, die alles mit Sand überziehen. Belgacem ist stolz auf seine Kenntnisse und Fähigkeiten als Metzger. Bisher sah ich ihn vor allem Brot

backen. Er freut sich auf den Fleischgenuss, ist aufgeregt und festlich gestimmt. Mohammed ist sein Assistent.

Sie graben eine Grube in den Sand. Dort werde er das Blut hineinfliessen lassen. Abfälle gebe es kaum, höre ich von Marco, einem Mitreisenden, der den Vorgang kennt.

Belgacem schleift an einem Stück Holz, das er mit Sand bestreut hat, sein Messer.

Er packt das Zicklein, das nicht meckert, legt es längs vor sich hin und schneidet ihm mit seinem Messer die Kehle durch. Kein Laut ist zu hören.

«Er hat unterhalb des Stimmbandes durchgeschnitten, so dass es nicht mehr blöken kann», erklärt Marco, er ist Arzt.

Das Blut fliesst in die Grube. Die Glieder des Zickleins zucken noch ein paar Mal. Diesen Übergang vom Leben zum Tod erlebe ich unerwartet sachlich. In wenigen Minuten ist aus dem Tier ein Lebensmittel geworden, das bearbeitet werden muss. Der zierliche kleine Körper wird fast bis zum Platzen aufgeblasen durch ein Loch an einem der Beine, dann gehäutet. Belgacem setzt geschickt mit einem Messer Schnitte an der richtigen Stelle an. Zuletzt stösst er mit seinen Fäusten die Haut ganz weg, das schöne, langhaarige, schwarz glänzende Fell liegt da. Ich

sehe die Form des Tieres darin und erinnere mich an die Wasser- und Buttermilchbehälter mit fünf Ausgängen. die ich im Museum sah und auch an der Schulter eines Nomaden bei einer früheren Begegnung. Um einen ganzen Trinksack zu erhalten, dürfte das Tier nirgends aufgeschnitten werden oder man müsste das Fell vorne beim Bauch wieder zusammennähen. Dieses hier dient vorerst als Tuch, die Fellseite nach unten. Die Leber und die Nieren werden daraufgelegt. Um an die Leber zu kommen, musste Belgacem die Bauchhöhle aufschneiden. Der Magen darin ist riesig und ganz voll Gras. Das Tier hat viel gefressen und Futter gesucht, das es nun nicht mehr braucht. Die Gedärme sind unendlich lang, haben vier verschiedene Farbtöne und vier verschiedene Durchmesser.

Das wertvolle Fleisch von den Schenkeln und dem Rücken, es ist wenig genug, kommt nun, noch unzerteilt, in eine metallene Schale und wird zugedeckt. Dann geht es ans Waschen und Säubern der Innereien. Der Magen und der Darm werden aufs Sorgfältigste geputzt. Mohammed spült sie ab, mit dem kostbaren Wasser aus einer blauen Kanne. Der vorderste Teil des Darmes ist voller kleiner Ziegenbollen. Die konnte das Zicklein nicht mehr ausstossen. Stattdessen drücken Belgacems Finger sie nun einzeln heraus.

Die verschiedenen Kutteln, der Magen und das Gedärm, legt er zur Lunge und dem Herz auf ein Büschel Gras. Die Gallenblase hat er ganz zu Beginn herausgeschnitten und ins Loch mit dem Blut gelegt. Sie ist bitter und nicht essbar, als einzige Innerei.

An den drei Tagen, die auf die Schlachtung folgen, essen wir zu zehnt immer wieder etwas vom Zicklein, teilen gar einmal mit Besuchern aus der Stadt. Am ersten Tag die Leber und die Niere, in heisser Asche gebraten und an kleine, von den Büschen abgeschnittene Spiesschen gesteckt, abgezählt und an alle verteilt, die essen mögen. Es ist eine Delikatesse. Zwei von uns essen kein Fleisch.

Am zweiten Tag gibt es die Kutteln, gebraten zum Apéro, auch sie schmackhaft, und am dritten Tag vergräbt Belgacem den Kopf und die Waden eine Stunde lang in Glut und Sand, so dass wir sie geschmort zum Frühstuck essen können. Die Männer befreien mühselig die kleinen, dünnen Bein-

chen vom Fell und saugen kleinste Stücke Fleisch zwischen den Knöchelchen heraus. Nichts wird weggeworfen, alles hat seinen Wert. Ich esse tapfer ein Öhrchen. Das Fleisch vom Rücken und den Schenkeln, das in der Sauce gekocht wird, gibt es nach und nach, in kleinste Stücke geschnitten, verteilt auf drei Mahlzeiten für die Fleischesser, zu Reis, Couscous oder Teigwaren. Immer kochen unsere Begleiter in einem zusätzlichen kleineren Topf für die Vegetarierinnen.

Ein junges, eher mageres Zicklein vermag die Speisen von uns zehn erwachsenen Wanderern drei Tage lang zu würzen und mit Eiweiss anzureichern. Die Kraft und den Genuss, den uns diese Mahlzeiten geben, schätzen wir, weil anstrengende Wandertage, mit viel Wind und Sand im Gesicht, hinter uns liegen, die Kost immer eintöniger wurde, je weiter wir uns von der Zivilisation entfernten, und weil der Schlaf draussen unterm Sternenhimmel ungewohnt und kurz ist.

#### Memoiren eines Cellos

Eigentlich wäre ich lieber Geige geworden. Eine Geige ist handlich und klein, kann überall hin mitgenommen werden. Im Zug verschwindet sie einfach in der Gepäckablage, und im Auto im Kofferraum. Als Cello ist man unförmig, überall steht man im Weg. Wissen Sie, wie das ist, wenn drei Männer mich im Auto mitnehmen? Zwei Männer auf dem Beifahrersitz, ich alleine hinten.

Mein Besitzer heisst Leo, wir verstehen uns gut. Er pflegt mein Holz und streicht den Bogen sanft über meine Saiten. Ich will ja nicht angeben, aber ich klinge gar nicht schlecht.

Leo und ich wohnen in einer sehr schönen Altbauwohnung mitten in der Stadt, eine Wohnung mit Stuckdecke und Parkett. Leider hat das Parkett bereits Löcher. Indirekt bin ich wohl ein wenig mitschuldig an den Löchern. Leo stellt mich mit meinem spitzen Metallfuss einfach auf den Boden und beginnt zu üben. Jeder Cellist besitzt ein schmales kleines Holzbrettchen, auf das er den Fuss seines Cellos abstützt. Aber Leo findet das überflüssig. So ist der ganze Parkettboden voll von kleinen Löchern.

Eines Tages betrat der Vermieter unvorhergesehen die Wohnung. Die Heizung war ausgefallen, und er wollte nach dem Rechten sehen. Er kontrollierte die Heizung, und als er wieder gehen wollte, fiel sein Blick auf die Lö-

cher im Parkett. Missbilligend schaute er auf den Fussboden, dann auf Leo, und dann wieder auf den Fussboden.

«Also,» begann er, «ich weiss ja schon, dass Stöckelschuhe im Moment gross in Mode sind. Aber diese Pfennigabsätze, sie ruinieren einfach jeden Fussboden! Vielleicht könnte man sich darauf einigen, in dieser Wohnung keine Stöckelschuhe zu tragen.» Leo sah den Vermieter fassungslos an. Da wurde dem Vermieter bewusst, was er da gerade gesagt hatte. Er wollte die Situation retten, sah sich ein wenig hilfesuchend im Raum um und dann fiel sein Blick auf mich. Fr atmete erleichtert auf, deutete mit dem Finger auf mich und sagte dann: «Die Löcher - wahrscheinlich sind die ja von dem da!» Ich lehnte an der Wand und war gekränkt. Da sprach man über mich einfach als «dem da ...», was für eine grobe Unhöflichkeit!

Ich habe schon erwähnt, dass ich mich mit Leo gut verstehe. Ich kann mich über nichts beklagen, es geht mir wirklich gut. Aber es gibt einen wunden Punkt in meinem Leben, und das ist meine Einkleidung. Jedes Cello bekommt eine Hülle, in das es nach dem Spielen hineingelegt wird, einen festen Leinenanzug, oder ein Schalenkostüm aus Plastik. Das ist gerade modern, viele Cellos tragen es. Ich aber habe nichts. Leo hält es für überflüssig. Schwarzes Leder hätte ich schick

gefunden. Aber ich weiss, wie teuer das ist, gerade in meiner Grösse. Ich verstehe natürlich, dass Leo nicht so viel Geld ausgeben möchte für mich. Aber er könnte doch irgendeine einfache Hülle für mich kaufen! Wenn Sie wüssten, wie ich mich oft fühle! Wir haben Probe, und nach der Probe gehen alle Musiker zusammen etwas trinken. Wir Cellos stehen aufgereiht im Probenraum, alle versorgt und angezogen, und ich dazwischen – nackt!

Wenn Leo mit mir unterwegs ist, stellt er mich nach dem Spielen ohne Sorge irgendwo in einer Ecke ab. «Dich klaut schon keiner», sagt er immer und klopft mir liebevoll auf den Bauch. So stehe ich dann immer irgendwo herum, weit entfernt von Leos Blicken.

So hatte ich einmal ein furchtbares Erlebnis. Leo spielte mich auf einem Gartenfest, und anschliessend stellte er mich einfach an der Hauswand ab und ging etwas essen. So stand ich dann da, als plötzlich ein kleiner Hund auf mich zukam. Der Hund beschnupperte mich ausgiebig von allen Seiten, wedelte mit dem Schwanz, und er schien mich wohl mit einem Baum zu verwechseln. Mir trat der Angstschweiss zwischen die Saiten, aber bevor das Schlimmste passieren konnte, kam der Hundebesitzer und pfiff seinen Hund zurück.

Es gab noch ein weiteres schwieriges Erlebnis für mich. Leo spielte mich auf einem Hauskonzert, und anschliessend wurde ich in einem kleinen Zimmer an der Wand abgestellt. Ich war alleine, als ein kleiner Junge herein kam. Der Junge hatte eine Tüte Chips geschenkt bekommen, die er aber nicht mit seinen Geschwistern teilen wollte. Nun suchte er ein geeignetes Versteck. Er sah sich suchend im Zimmer um, und dann fiel sein Blick auf mich. Er begann zu lächeln, dann lief er auf mich zu, öffnete die Chipstüte, und ein Stück nach dem anderen verschwand durch die Schlitze in meinen Bauch.

Leo bekam davon nichts mit. Er holte mich wieder und wir gingen zur Orchesterprobe. Mitten in der Probe brach der Dirigent ab, zeigte mit der Spitze seines Dirigentenstocks genau auf Leo und sagte vorwurfsvoll: «Du raschelst, etwas stimmt mit deinem Cello nicht!» Da packte mich Leo am Hals, ein anderer Cellist nahm meinen Metallfuss, man drehte und wendete mich und klopfte auf meinen Rücken, bis auch das letzte Stückchen Chips wieder aus mir herausgeschüttelt war. Danach klang ich wieder – wie immer – sehr gut.

Leo und ich haben jetzt zusammen viele Konzerte. Ich glaube, wir werden nicht schlecht verdienen. Vielleicht gibt es ja doch noch einmal eine Einkleidung für mich, vielleicht sogar – ich wage es kaum, daran zu denken – schwarzes Leder?

# Nicht einmal für die Vögel

Ich habe Mutter an den Tisch unterm Ahornbaum hinterm Haus eingeladen. Durch das flirrende Blätterdach des Ahornbaumes wirft die Sonne tanzende Lichtflecken auf das weisse Tischtuch. Mutter hat es mir geschenkt, sie brauche es nicht mehr. Sie isst, wenn überhaupt, am nackten Küchentisch. In der Tischmitte liegt die Silberplatte mit dem Bündnerfleisch, das ich mit Cornichons. Tomaten und Petersilie dekoriert habe. Dazu gibt es Brötchen, Wein und ein Vogelkonzert vom Ahornbaum. Mutter liebt Vögel. Sie leisten ihr Gesellschaft, wenn sie sich in ihrem Einfamilienhaus einsam fühlt. Neben die Flasche mit dem rubinroten Veltliner habe ich eine Karaffe mit Wasser gestellt, Mutter trinkt den Wein mit Wasser. «Weihwasser» nennt sie ihn.

«Weihwasser» fehlt auch nie auf dem Küchentisch, wenn sie auf dem Tabourettli sitzt, den Kopf in die Hände stützt und zum Fenster hinausschaut. Draussen unter der Föhre steht die Steinbank, auf welcher Vater gerne sass. Wenn der Wind in die Äste fährt, streicheln sie die Fassade. Auf dem Fenstersims liegt das Hallwag Taschenbuch «Unsere Vögel», neben einzelne Abbildungen hat Mutter mit Bleistift ein Kreuzchen gezeichnet. «Meine Vögeli», sagt sie liebevoll.

Das Auto biegt um die Ecke, hält vor dem Gehweg, der durch die Wiese zum Ahornbaum führt. Auf der Fahrerseite fliegt die Tür auf, Frau M, die Fachfrau Betreuung entsteigt, läuft ums Auto herum, reisst den Deckel des Gepäckraums auf, schwingt zwei metallgraue Gehstöcke heraus, schlägt den Deckel wieder zu. Auf der Beifahrerseite öffnet sich die Autotür, Mutters Füsse in hellen Sommersandaletten schieben sich heraus. Mutter rutscht auf dem Sitz herum. Ich bücke mich zu ihr hinunter. «Soll ich dir helfen, Mutter?» Frau M stellt die Gehstöcke zwischen mich und meine Mutter, ich lasse tatenlos die Arme sinken. Mutter reicht mir ihre Handtasche, das hellbeige Nappaleder ist weich und warm von der Junisonne, die während der Fahrt von Dietlikon nach Zürich durch die Windschutzscheibe schien, warm von Mutters Schoss und Mutters Händen.

Ich lasse Mutter vorausgehen, den Plattenweg entlang zum gedeckten Tisch unterm Ahornbaum. Ich folge ihr, starre auf den hellgelben Blazer, wo sich Wirbel um Wirbel ihres Witwenbuckels abzeichnen, und möchte jede einzelne kleine Erhebung sanft streicheln. Ich passe meinen Schritt den ruckartigen Bewegungen von Mutters Stöcken und ihren zitternden, weissen Gehhosen an. Im Nacken spüre ich den ungeduldigen Atem der Betreuerin.

Mutter lehnt die Stöcke an den Tisch, lässt sich auf den Gartenstuhl fallen und ringt nach Luft. «Ich habe etwas Mühe heute», entschuldigt sie sich. Ich möchte ihr etwas Tröstliches sagen. Aber die Worte bleiben mir vor lauter Mitleid im Hals stecken. Ich setze mich neben sie, lege ihr die Handtasche in den Schoss. Die Betreuerin setzt sich uns gegenüber und macht ihrem Unmut Luft: «Freiwillig würde ich niemals in die Stadt fahren, überall Umleitungen, Baustellen, ohne GPS hätte ich Sie gar nicht gefunden.»

Ich schenke Mutter Wein ein, fülle das Glas nur bis zur Hälfte und weise auf die Karaffe mit dem Wasser hin: «Für das Weih», schiebe die Platte mit dem Bündnerfleisch näher zu ihr heran und flüstere: «Ich habe es ganz fein hobeln lassen, damit du es gut beissen kannst. Die Cornichons habe ich zu kleinen Fächern geschnitten, das habe ich von dir gelernt, erinnerst du dich? Die Brötchen sind ganz weich, haben kaum Kruste.»

Mutter schaut über den Tisch: «Entschuldige», flüstert sie, «ich habe heute keinen grossen Hunger.»

Die Betreuerin langt zu, isst und redet. «Ja, ja», nicke ich, lächle gequält, ich möchte mit Mutter plaudern, deren zarte Wärme und gläserne Zerbrechlichkeit ich neben mir spüre. Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie sie mit den Zähnen ihrer locker gewordenen Zahnprothese Fetzchen vom Bündner-

fleisch zupft, einen Schluck «Weihwasser» trinkt, noch einen, das Brötchen entzweibricht, ein Stücklein Weiches herausklaubt, in den Mund schiebt, «Weihwasser» nachgiesst. Ich fülle ihr Glas nach. «Schmeckt es dir Mutter? Heimatfleisch gibt Kraft.»

«S-chüsa, entschuldige, ist es schlimm, wenn ich nicht so viel esse? Ich habe etwas Mühe heute.»

Ich weiss, Mühe bereiten Mutter nicht nur ihre Beine, ihr Herz, ihre Lunge ..., aber ich sitze schweigend da, weil ich nicht weiss, was darauf antworten. um sie aufzumuntern. Ich lege mir Sätze zurecht: «Du isst wie ein Vögelchen. Bist du traurig? Woran denkst du? An Reto? Sie schauen ihm bestimmt gut im Pflegeheim, du hast jahrelang für ihn gesorgt, für mich, für uns alle. Jetzt darfst du es doch schön haben, Mutter.» Ich lächle und höre mich sagen: «Hörst du die Vögel im Baum, Mutter, die Spatzen, die Meisen, sogar eine Amsel, wie schön sie singen, hörst du, für dich? Schau, ein frecher Spatz fliegt sogar auf den Tisch herab zu dir, er hat es auf dein Brötchen abgesehen.»

Mutter entnimmt ihrer Handtasche ein Papiertaschentuch, umwickelt damit das Brötchen, die kleine Rolle liegt wie ein weisses Vögelchen in ihrer Hand. Eins, das aus dem Nest gefallen und von Mutter behutsam aufgehoben worden ist. Verstohlen legt sie es

in ihre Handtasche. Frau M wirft ihr einen vorwurfsvollen Blick zu und beschwert sich bei mir: «Zu Hause verfüttert sie es den Vögeln, das macht sie immer, man darf im Sommer die Vögel nicht füttern, im Fernsehen haben sie es gesagt, direkt aus der Vogelwarte Sempach.» Mutter senkt den Kopf, schweigt, ich schweige. Im Ahorn über uns zetern Krähen und Elstern. Plötzlich dazwischen Mutters kaum hörbarer Seufzer: «Ich bin zu nichts mehr nütze. Nicht einmal für die Vögel.»

Bei meinem letzten Besuch in Dietlikon lagen vertrocknete Brotwürfelchen auf dem Schneidebrett in der Küche, neben dem Tablettenspender mit den sieben Schubladen, für jeden Tag eine, mit je drei Fächern, für morgens, mittags, abends, gefüllt mit Tabletten fürs Herz, die Lunge, das Blut – und für die Seele.

Ich habe das Bedürfnis Mutter zu umarmen, aber ich bin es nicht gewohnt, wir umarmen uns nur zur Begrüssung und zum Abschied, nicht wenn uns Mitleid und Liebe überfällt.

Frau M drängt zum Aufbruch: «Ich will nicht im Abendverkehr stecken bleiben!»

Sie flieht aus meiner erhofften Idylle unterm Ahornbaum zurück zum Auto. Mutter folgt ihr Stockschritt um Stockschritt, ich trage ihre Handtasche mit dem eingewickelten Brötchen. Hinter uns machen sich die Vögel über den weiss gedeckten Tisch her.

Frau M öffnet Mutter die Autotür, nimmt ihr die Stöcke ab, kurvt damit um das Auto herum, reisst den Kofferraumdeckel auf, stösst die Stöcke hinein, schlägt den Deckel über ihnen zu. Ich umarme Mutter, erschrecke, fast nichts halte ich in meinen Armen. Mutter lässt sich auf den Autositz fallen, ich reiche ihr die Handtasche. Sie bettet sie auf ihren Schoss, drückt sie fest an sich. Frau M wuchtet sich hinters Steuer: «Halten Sie mir die Daumen», schreit sie, «dass ich gut durch die Stadt komme.»

Das Auto fährt ab, ich winke Mutter zu, sie blickt nicht zurück.

# Erinnerungshalde

Alles fliesst. Das Licht, die Hitze, dein Leben. Im Hochsommer trocknet die Wäsche auf dem Balkon so schnell wie dein Enthusiasmus in den letzten Jahren. Nun liegt er als Rosine in deiner Hand und hat nur noch entfernte Ähnlichkeit mit der saftigen Weintraube, die er einst gewesen ist. Es tröstet dich wenig, dass irgendwann alles so lange her ist, dass es nicht mehr wahr erscheint oder wie das Leben eines anderen Menschen

Der Sommer hält dich fest umklammert, dampft dich ein auf deine Essenz, will dir unter die Haut. Nie fühlst du dich so nackt und deiner Sehnsucht ausgeliefert wie in dieser Zeit.

Irgendwie leben wir. Irgendwie entscheiden wir. Irgendwie geht es immer weiter. Dein Leben besteht inzwischen aus banalen Kalendersprüchen, die du nie in den Mund nehmen wolltest. Du lachst bitter während du dich über das Metallgeländer beugst. Unter dir ein fröhliches Stimmenmeer. Und du denkst, dass es bisher nicht mehr als das gewesen ist: ein Sumpfen und Sinken, Waten durch Schlamm, sich Hangeln von Ereignis zu Ereignis. Suchen, suchen und diese Angst vorm Finden und vor der Zukunft.

Du lässt dich auf den Stuhl sinken und atmest tief. Die Luft steht und hüllt dich stickig ein. In deiner Hand das Glas. Im Kopf dein Herz: Luftschlossruine und letztes Einhorn. Wohin mit dem Leben, das war, und wofür alles, was noch kommt? Du fragst dich, was du machen sollst mit all den gesammelten Lächeln und Gesichtern, mit den leeren und den vollen Worten, und mit all den Anfängen, die zuverlässig zu Enden geworden sind.

Die Schwalben ziehen Sommerellipsen über deinem Kopf. Du siehst fremde Scherenschnittleben auf den Balkonen der Häuser gegenüber, hinter denen die Sonne langsam untergeht. Am Ende sind alle vielleicht wie du: verwirrt, diffus enttäuscht, aber immer noch unterwegs nach vorn, weil das die einzige Richtung ist, die sein darf.

Und dann ist es wohl das, was dich trösten wird bis zum Schluss: die Verbundenheit mit allen. Denn wir gehen, stolpern, hasten und fallen alle dem gleichen Ziel entgegen. Und es sind nur diese Momente zwischen Jetzt und Gleich, in denen das Leben dir zeigt, was es ist, und wie sehr es dich meint.

# e Überläbendi

nüünzgi esch si jetzt scho gse mit irem Rucksack voll vo Blei

grännt esch si of de Stross
au d Stäge uuf
au düre Wald
si gseet aber nömm
was vor ere liit

die om si ome interessieret sech nome för ires Blei villecht no, wie sii d Shoa met sech träit

as si immer ränne muess das wott chuum öpper gsee

Diesen Text kann man auch hören:





## In bar bezahlen

Es gebe nach Jahren wieder einen Trauerfall in der Familie, hatte mir der alte Huber am Telefon nur gesagt. Alles Weitere gedenke er mir persönlich mitzuteilen. Der so Sorgfältige, als den ich ihn von früher im Kopf hatte, verhielt sich seltsam vage.

«Frau Pfarrerin, etwas muss ich doch erwähnen», schob er nach, als unser Treffen vereinbart war, «und zwar meine Karosserie» – er setzte das letzte Wort hörbar in Gänsefüsschen. «Die ist derart beschädigt, dass ich sie meinen Mitmenschen nicht unvorbereitet zumuten will. Manche Kinder verstecken sich vor mir bei der Mama», erfuhr ich. «Kecke haben mich schon gefragt, ob das echt sei, was sie an mir erblicken.»

Danach hatte er es eilig, das Telefonat zu beenden. Was ich auch erwog, es blieb mir rätselhaft.

«Ich bin dankbar für mein wunderbares Leben», begann der alte Huber, als wir uns tags darauf in meinem Besprechungsraum gegenüber sassen. Dies schliesse alles mit ein, sagte er, wirklich alles, wobei er sich an seine Stirn tippte und die Leinenkappe lüpfte. Seine Augen – in sich ruhend und licht – hatten einen Blick, unter dem es mir gelang, mich niederzulassen, auch wenn die Gefühle mich zwei, drei Mal fast übermannten

«Absehbar, dass meine Augenpartie zu Tal rutschen wird», fuhr der alte Huber fort, «was böte Halt dem Flickwerk über dem einbrechenden Gesicht? Es ist wie bei einem Bergsturz, einmal fliesst der langsam, dann schnell. Der Vergleich stammt von meinem langjährigen Chirurgen. Als Nächstes käme die Nase, die völlige Entfernung.»

Dem setzte er nach einer Pause sein «Das nun nicht mehr», entgegen. «Ich bin unendlich dankbar für das ärztliche Ja, nun die Ausfahrt nehmen zu dürfen.»

Den Namen der Organisation überging er. Über den Zeitpunkt erfuhr ich nichts. Die Trauerfeier betraf ihn selbst. Er legte sie in meine Hände. Seine Nachkommen würden zu gegebener Zeit auf mich zukommen.

«Das muss reichen. Viel wichtiger ist es für mich, Ihnen von der unmittelbar bevorstehenden Passfahrt zu berichten: im Cabriolet, damit mir der Wind nochmals so richtig um die Haut pfeift! Oben auf der Höhe auszusteigen, in dünner Luft den Passsee zu umrunden, darin sich Berge, Kühe und Himmel spiegeln – oh, welch' beseligende Aussicht! Überhaupt, was erwache ich froh am Morgen, seitdem der Termin steht! Nochmals in diese Grundstimmung meiner Jugend einzutauchen – nie und nimmer hätte ich dies erwartet!»

Balsam schien sich über ihn ergossen zu haben, so wie er lächelte.

«Wunderbar, allerdings von kurzer Dauer», schloss er.

Er schwelgte in Erinnerungen an Bergwanderungen und Skitouren. Die Sonne lief mit, eine Gefährtin, die seine bare Haut am Schädel und im Antlitz erst schleichend, dann reissend, zum brandigen Mal umgebaut hatte. «Auch das gehört zur Landkarte meines Lebens», sagte er. Dieses spiele sich fast nur noch in den eigenen vier Wänden ab, umgeben von Nächsten und Pflegenden. Er habe es anfänglich recht gut aufgenommen, hervorragend unterstützt worden sei er, dazu für sein Alter sonst gesund, bei guter Gemütsverfassung und fit im Kopf.

«Aber nun ist es an der Zeit.»

Heiter und sorglos fühle er sich, waren seine Worte, als er am Spätnachmittag auf den Weg zurück zum Parkplatz aufbrach, wo er seinen Wagen abgestellt hatte. Das Finanzielle hatte der alte Treuhänder längst geregelt, nun also auch das Rituelle rund um seinen Weggang. Was einzig blieb: das Erfreuliche und Unmittelbare, für das er sich mit fünfundachtzig Jahren empfänglich fühlte, wie er es seit jeher gewesen war und es zu bleiben gedachte. In dieser Stimmung steuerte er auf den Parkplatz zu, der im Halbschatten un-

ter einem lockeren Dach von Platanen inmitten von kreiselnden Sonnen- und Schattenflecken lag. Was dort geschah, erlebte ich mit, weil ich ihm mit seiner liegengebliebenen Sonnenbrille hinterhergelaufen war und ihn just dort einholte.

Seinen Autoschlüssel schon in der Hand, entdeckt der alte Huber die Kontrolleurin bei seinem Wagen. Mit ein paar ausholenden Schritten steht er ihr gegenüber an der Motorhaube. Sie, über ihre Schreibarbeit gebeugt, bemerkt ihn nicht im Kreischen und Johlen vom nahen Schwimmbad.

«Grüezi, da komme ich ja gerade richtig», macht er auf sich aufmerksam, als sie vor ihm den Bussenzettel unter den Scheibenwischer klemmt.

Beim überraschten Aufschauen erkennt sie im Halbschatten nur seine dunkle Silhouette, welche durch das Gegenlicht der unaufhaltsam vorrückenden Sonne von einem Lichtkranz gesäumt ist.

«Es scheint, ich habe meine Zeit überschritten», tönt es ihr aus dem Schattenriss sonor entgegen. Ob es wohl möglich wäre auf die Parkbusse zu verzichten, da sie sich hier träfen?

Ums Fahrzeug herumgehend verwandelt sich die Kontrolleurin in ein überwältigtes Kind. «Äh, die ist schon

im System», stammelt sie, zwei, drei Schritte vor ihm zurückweichend.

Der alte Huber, dem seine Wirkung zu spät bewusst geworden ist, und die Polizeimitarbeiterin, die rasch noch ein «leider», anhängt, sind beide betreten.

«Dann möchte ich das gleich regeln», sagt der alte Huber.

«Geht nicht!», erwidert die Beamtin, «Sie haben dreissig Tage Zeit zum Einzahlen.»

«So wie es mit mir steht, muss ich darauf bestehen, jetzt zu bezahlen», beharrt der alte Treuhänder liebenswürdig. Ihren Blick suchend und sehr verbindlich, flüstert er fast: «Ich bin in absehbarer Frist nicht mehr da. Verstehen Sie?»

Ich werde Zeugin davon, wie sich auf ihrem Gesicht ein ungläubiger und ein schmerzerfüllter Ausdruck abwechseln – mit seinem hellen und frohen kontrastierend, ähnlich wie das Spiel der Sonnen- und Schattenkringel um die beiden.

Huber öffnet sein Portemonnaie und überreicht der Kontrolleurin eine Fünfzigernote.

«Ich kann Ihnen nicht herausgeben!», bringt sie mühsam heraus, «es macht nur vierzig Franken!»

«Ach, das ist gar kein Problem, ja das muss geradezu so sein!», tröstet sie der alte Huber, «behalten Sie den Rest und gönnen Sie sich einen Kaffee!»

Der Frau kullern Tränen über ihre Wangen. Da erschallt schon sein vitales «Auf Wiedersehen!»

Damit setzte er sich in seinen Wagen. Der Motor sprang an und mit einem Winken der Hand fuhr der alte Huber vom Parkplatz weg, milde besonnt jetzt. Ich sah ihm nach und wusste um den Frieden in seiner Brust. Er würde vor sich hinsummen. Aus unversehrter Kehle. Vorfreudig.

Noch am selben Abend, erfuhr ich später, legte er sich im Lehnstuhl auf seinem Balkon mit der sinkenden Sonne für immer zur Ruhe – einige Tage vor dem geplanten Termin, den er nun nicht mehr brauchte.